

ERZIEHUNG ZUR FRAU. ERZIEHUNG ZUM MANN. ANREGUNGEN AUS DER PHILOSOPHIE.

(IN VIER TEILEN)

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Festvortrag zum Bundeskongreß der KED (Katholische Elternschaft Deutschlands), Augsburg, 9. März 2008 - (c) Copyright by the author

Quelle hier: [http://www.erziehungstrends.de/Erziehung/Frau/Mann/1 ...4](http://www.erziehungstrends.de/Erziehung/Frau/Mann/1...4)

Textkopie und Kommentar

N. Westhof¹

G. K. Chesterton formulierte bissig (vorletzte Jahrhundertwende in England!), offenbar gehe die Erziehung davon aus, daß in der Seele jedes jungen Menschen die Sehnsucht schlummere, reine Kragen zu tragen und Griechisch zu lernen. Nicht solche Sehnsüchte versucht Schule heute zu entflammen, vielmehr ist schon viel gewonnen, wenn Zerstörung und Irrwege ferngehalten werden und grundsätzlich Aufbauendes durchgesetzt wird. Irrwege: Dazu gehört bereits die Behauptung, dass der Unterschied zwischen Frau und Mann konstruiert sei.

¹ Ich habe mir erlaubt, die im Original sicher wegen der Internetpräsenz des Vortrags beinahe einheitlich der amerikanischen Nomenklatur folgende Setzung der Anführungsstriche auch bei Zitaten – ob nun als einzelnen Wörtern oder ganzen Sätzen – links und rechts oben vom zitierten Text der deutschen Konvention anzupassen: vor dem Zitat unten, nach dem Zitat oben. – Namen im Vortragstext wurden von mir (N. W.) nachträglich hervorgehoben. – Meine **Kommentare** sind in **runde Klammern** in den Text der Autorin eingefügt und mit einem vorangestellten **N. W.** gekennzeichnet. **Stellen, auf welche ich mich in diesen Kommentaren beziehe, sind im Text der Autorin von mir durch eine nachträgliche Rotfärbung der Schrift hervorgehoben.**

Teil 1

Fließende Identität?

„Angekommen im neuen Jahrtausend geht es nicht mehr um den Dualismus des Geistes von der Natur, von seiner eigenen Leiblichkeit und körperlichen Bedingtheit, sondern dieses Gegensatzpaar ist aufgelöst, der Körper selbst steht zur Disposition. Der postmoderne Verlust der Grenzen zwischen innen und außen, belebt und unbelebt, männlich und weiblich, Geist und Körper kulminiert im Verlust der Grenze zwischen Körperrepräsentation und Körperwirklichkeit. Die Lust am Fragmentarischen, Heterogenen zerstörte zwar die Zwangsjacke der Moderne, aber öffnete zugleich das Tor zu einer nihilistischen Desintegration. Menschliche Körper fungieren als bloße Kunstobjekte [...], sie bilden lebendige Skulpturen, ein bewegliches Ereignisfeld oder sind überhaupt nur noch 'undifferenziertes Fleisch'.“ (1) „Der Körper als kulturelles Artefakt verliert seine Starre wie Stabilität, die Idee eines sozialen Konstruktes wird wörtlich genommen und verwandelt sich in die Forderung, die eigene Existenz nicht mehr von der vorgefundenen Kontingenz des zugehörigen Körpers abhängig zu machen, sondern im selbstbewußten Entwurf neu zu gestalten und immer wieder neu zu inszenieren.“ (2) Wie kommt es zu solchen Thesen?

Seit rund 20 Jahren läuft eine modisch gewordene Strömung: der Verzicht auf den gegebenen „Körper“ - weil er „falsch“ oder „unpassend“ oder „nicht der meine“ sei. Seit den 90er Jahren ist im Rahmen der postmodernen Dekonstruktion behauptet, nichts an uns sei gegeben, alles sei „konstruiert“, also gesellschaftlich erstellt, und könne wieder „dekonstruiert“ werden. Damit wird nunmehr nicht allein die bisherige Mann-Frau-Polarität im Aufgabenbereich als kulturell bedingt bestritten. „Sex“ als biologische Komponente wird ebenfalls auf „gender“, die kulturelle Rolle, zurückgeführt, als soziales Bedürfnis entlarvt und zur Dekonstruktion freigegeben.

Als Wortführerin dieser Behauptung kann **Judith Butler** (3), Professorin für Rhetorik in Berkeley, gelten: Es gebe überhaupt keinen „natürlichen“ Körper als solchen, der „vor“ der Sprache und Deutung der Kulturen liege. Körperliche Geschlechtsunterschiede seien allesamt sprachlich bearbeitet; radikalisiert bedeute es, daß der Unterschied zwischen sex und gender pure Interpretation sei. Schlichter ausgedrückt: Auch „Biologie“ sei Kultur. Um emanzipatorisch weiterzukommen, sei daher ein subjektives und offen pluralistisches Geschlecht zu „inszenieren“. Im Witz wird dies illustriert: Ein Kind wird geboren; endlich erreicht die Oma den Vater am Telefon mit der Frage: Ist es denn ein Bub oder ein Mädchen?“ Darauf er stolz: „Das lassen wir es später selber mal entscheiden.“

Die Sprengwirkung solcher Vorstellungen ist beträchtlich. Der offene Körperbegriff oder auch die „fließende Identität“ sind mittlerweile z. B. in der Bildenden Kunst bereits benutzt. Die Resonanz auf eine zunächst sehr theoretisch klingende Idee wurde beispielsweise spielerisch verarbeitet in einer „hypothetischen Sammlung“ von Werken junger schweizer Künstler. In der Ankündigung war vom „irritierenden Spiel mit den vertrauten Geschlechterkategorien und Sexualitätsdispositiven“ die Rede. „Der Körper wird inszeniert, um überhaupt definiert zu werden, und überschreitet damit die Grenze zum Artifizialen.“ (4).

Gegen „vorgegebene“ Muster rebelliert die gegenwärtige Kunst auch mit einem ihrer merkwürdigsten Materialien: mit dem Körper oder dem „Fleisch“. Ein einziges Beispiel für viele: Im Ausspielen des weiblichen „Potentials“ vollziehen sich „Performances“, in welchen Frauen ihren eigenen Körper als Kunstwerk nutzen. Die französische Künstlerin **Orlan** (ein Pseudonym) hat in einer Computer-Überblendung berühmter Frauenporträts ein ideales Selbstporträt entwickelt, auf das hin sie sich, über Video dokumentiert, chirurgisch verändern läßt. „Indem ich eine andere werden möchte, werde ich ich selbst.“ (5) Anders: „My body is my art“. Körper wird als Ort des Protestes gegen eine nicht autonom erstellte Identität ausgespielt. Solche Utopien der fließenden Identität im Sinne des totalen Selbstentwurfes setzen sich zunehmend durch.(6) „Ich“ und „mein Leib“ sind angeblich virtuelle Größen. Das Hauptwort dieses Prozesses lautet „Konstruktion“, und natürlich gerät auch das männliche Geschlecht in Konstrukt-Zwänge oder Konstrukt-Freiheiten. So sind die Stereotypen der Männlichkeit bereits durch die Antitypen in Auflösung begriffen oder, um in der Begrifflichkeit zu bleiben, „im Ideal der androgyn-multiplen Körperlichkeit der Techno-, Pop- und Cyber-Kultur bzw. in dekonstruktivistischen Gendertheorien“ (7) erschüttert.

Der Popstar **Michael Jackson** hatte sich mit Hilfe mehrerer Operationen ein solches transsexuell-synthetisches Gesicht zusammenstellen lassen. Kunst wird irritierendes Spiel mit dem eigenen Fleisch – Grenzen zwischen Fleisch und Plastik, Körper und Computer sind ohnehin schon länger verwischt.

Ähnlich arbeitet die Romanistin **Barbara Vinken** die Mode als Feld für „Travestie und Transvestie“ heraus: „Mode spielt mit den Geschlechterrollen, parodiert sie, durchkreuzt sie auch oder eignet sie sich an.“ (8) Der Schritt zu dem bereits um 1900 aufgetauchten Schlagwort vom „Dritten Geschlecht“ liegt nahe. Längst sind Schaufensterpuppen androgyn gestaltet; der Typ „Zaldy“ hat hohe männliche Wangenknochen und einen sinnlichen weiblichen Mund.

Die „neue Weiblichkeit“ polarisiert sich nicht mehr gegenüber der „Männlichkeit“, sondern unterläuft den Gegensatz „männlich“ und „weiblich“. Tatsächlich wird Geschlechtsleben „inszeniert“, das Ich trägt die jeweilige geschlechtliche Maske – mit der Konsequenz, daß „diese Maske gar kein Ich verbirgt“ (9).

Literarisch ist Ähnliches schon seit längerem bearbeitet, freilich durchaus parodistisch-leicht: in **Virginia Woolfs „Orlando“** von 1927. Ein narzistischer junger Adeliger gleitet in unaufhörlich wechselnden Amouren durch vier Jahrhunderte und verwandelt sich dazwischen auch in eine Frau. Dieser spielerische Exkurs über die Unbestimmtheit des Geschlechts trägt durchaus neurotische Züge. Der Zwitter hinterläßt aber gerade heute Eindruck, wenn man dem Erfolg des Werkes traut. „gender nauting“ ist angesagt: das Navigieren zwischen den Geschlechtern.

Zu konstatieren sind also mannigfaltige, auch künstlerische Ansätze zur Auflösung und Neuinstallation des Körpers im Sinne einer fortlaufend zu inszenierenden Identität, die sowohl die bisherige angebliche Starre des Körperbegriffs als auch seine Abgrenzung von der Maschine aufheben (als „cyborg“ oder cyber organism) – zumindest fiktiv in spielerischer Virtualität, teils bereits real mit Hilfe operativer Veränderung. Der Mensch als seine eigene Software mit der entsprechenden Verpflichtung zur (Dauer-) Transformation – diese Vision kennzeichnet eine Zerstörung, zumindest die Vernachlässigung eines umfassenden Identitätsbegriffs. **Auch hier ist die Aufgabe für Erziehung und Schule offensichtlich: die Hilfe zur Identität, zur Annahme des eigenen „vorgegebenen“ Körpers und seines Geschlechts, seiner „Anverwandlung“ in Leib, Liebe, Leben. Anstelle von „fließender Identität“ ist ganz umgekehrt zum Mannwerden, Frauwerden hinzulenken.** (N. W.: Gerade diese Aufgaben werden an vielen unserer Schulen nicht verfolgt. Im Gegenteil, es wird alles Erdenkliche getan, Kinder und Jugendliche ihre Identität nicht finden bzw. – wieder – verlieren zu lassen.)

Teil 2

Sofern Festreden einen Sinn haben, bestünde er darin, eine Kontur vorzudenken, in welcher solche Vorgaben kritisch weiterbedacht werden. Sie werden sich, auf die Schnelle betrachtet, mit einer solchen Festrede nicht unbedingt verändern, und doch sollte diese den hoffentlich größeren Horizont entwerfen.

Was tun? Achten auf anthropologische Spannungen

Wohin also sollte die „Erziehung zum Menschsein“ aufbrechen? Die Antwort lautet: zur vollen Wahrnehmung und Wahrung des Menschlichen.

Und damit sind wir bei der Ernte von Erfahrungen, die dem dritten Jahrtausend werthalt weiterzureichen sind, und zwar nicht ungefähr und irgendwie, sondern in genauer Beobachtung des Entgleiten. Wir haben im 20. Jahrhundert eine schlimme Erbschaft angetreten und weiter angehäuft. **Ossip Mandelstam**, wohl Rußlands größter Lyriker dieser Epoche, bemerkte: „Unser Jahrhundert gleicht einem wilden Tier, das mit gebrochenem Rückgrat auf die Spuren seiner Pfoten starrt.“ Drei große Spannungsbögen des Menschlichen sind im 19./20. Jahrhundert entgleist und haben ihm das Rückgrat gebrochen:

1

Die Spannung vom Wir zum Ich ist in den großen Ideologien zugunsten eines allmächtigen Wir, einer Partei, einer Klasse oder einer Rasse aufgelöst worden. Die Absolutsetzung des Wir im Sozialismus und seiner Spielart, dem Nationalsozialismus, brachte jene gesichtslose, hörige Masse zum Vorschein, in welcher das Individuum und sein freies Gewissen Todsünde waren. Die Gesellschaft selbst erschuf und befriedete nun den Menschen. Möglicherweise ist der eminente Umschwung zu einem überbordenden Individualismus eine Gegenreaktion, die nun ihre eigenen Sündenfälle durchzieht.

Die Wahrheit des lebensnotwendigen Zusammenhangs von Wir und Ich ist heute – gegen diese brutale Ideologisierung – wieder anschaulich zu machen. Die erste Einsicht lautet: Der Mensch baut sich auf von außen nach innen. Menschsein beginnt im „Gehäuse“ der Familie, der Gruppe, der Kultur (auch der Sprache). **Erasmus von Rotterdam** wagte zu Beginn der Neuzeit den reizvollen Vergleich: Wie die Bärin die unförmigen Knäuel, die sie geboren hat, erst durch Lecken zu Bären mache, so werde der Mensch nicht nur geboren, sondern erst zum Menschen gemacht. Homo factus, non natus.

Wenn dies gelingen soll – entgegen dem katastrophalen Experiment unseres Jahrhunderts –, dann haben wir neu und tiefer den erstrangigen Wert der Verantwortung füreinander zu beleben. Und dies in zwei werthaftelementen des „Hochziehens“. Das eine ist die Bestätigung, die Anerkennung, die Schätzung des anvertrauten Du (und zwar in seiner Eigenheit, nicht als Kopie). Die erste, unabdingbare Stelle solcher Schätzung ist die Familie, und gerade in ihr ist das Dazugehörendürfen ohne Vorleistung das wichtigste (und gefährdetste). Wir alle leben in einem unersättlichen Hunger nach Bestätigungen, leiden, wenn sie ausbleiben. „Ich habe dir doch schon gesagt, daß ich dich liebe“ – ein solcher Satz, mürrisch gesagt, streicht seinen Inhalt durch: Jede Beziehung bedarf der immer neuen Liebe, muß immer neu das Selbstbewußtsein im Spiegel wecken. „Am Du gewinnt sich das Ich“, so **Martin Buber**.

Aber auch ein Zweites tut not, damit die Bestätigung nicht ins Süßlich-Falsche abrutscht, nach den nicht ungewohnten Gruppen-Beschwichtigungsprozessen: wie gut, daß es dich, mich, uns alle gibt – auch das wird als Ritual hohl. (Der Volksmund nennt die überall sich bildenden o.k.-Gruppen mittlerweile treffend die k.o.-Gruppen.) **Dieses Zweite, das der Selbstwerdung dient, ist Widerstand, genauer: Bereitstellen von Aufgaben, Fördern durch Fordern.** (N. W.: Auch hierzu ist anzumerken, daß unsere Gesellschaft alles tut, dies zu verhindern, wo immer es angestrebt wird.) **Widerstand kann ein Verbot sein, kann auch als Verbot das Selbstbewußtsein provozieren, die Kraft stauen. Aber es ist grundsätzlicher das, was das vielsagende deutsche Wort Gegen-Stand ausdrückt: Gegen-Stand der Wirklichkeit, der Arbeit, des Fremden, das zu bewältigen ist. Auch hieran bildet sich das schwache, noch unzentrierte Ich.** (N. W.: Alle, welche dies fördern, werden als sogenannte „ich-schwache Menschen“ der Ausgrenzung bezichtigt und selbst ausgegrenzt.)

Jeder Verantwortliche wandelt auf dem schmalen Grat, wo er möglicherweise zu stark, zu widerständig für das anvertraute Leben ist, möglicherweise zu verhalten („sollen die doch selber ihre Fehler machen“). Wirkliche Autorität kommt von augere, Wachsenlassen, zum Eigenen entbinden, ohne daß zu frühe, unüberwindliche Verletzungen das Wachsen unterbinden.

So ist in der weiteren Wertvermittlung eine unabhängige, oder besser: weniger abhängige persönliche Identität auszubilden: Auch Unverwechselbarkeit/Einzigkeit gehört zum eigenen (und fremden!) Anspruch an menschliche, weibliche wie männliche Existenz. Das ist als die lebendige Spannung von Unterscheidung und Anpassung, von Einzigkeit und Normalität zu beschreiben – eine paradoxe Wertspannung also, das im Grunde bereits aus der Fremderziehung in die Selbstbildung übergeht und freilich nicht über Vorschriften, sondern über ein Vorbild griffig wird.

Die altgewohnte Rede vom Vorbild sei aufgeheilt an einem eher unbekanntem Zusammenhang. In der Sprechakttheorie unterscheidet man zwischen Information und Performatio. Performative Aussagen schaffen das, was sie sagen; es handelt sich dabei um rechtlich oder existentiell bedeutsame Aussagen (elementare Beziehungen gründen auf performativen Sätzen). Analog dazu ist auch das Verhalten eines „älteren Du“ performativ in vieler Hinsicht: Das Beispiel schafft, was es vormacht. Eltern und Erzieher sollten diese performative Wirkung ihrer Haltungen hoch genug einschätzen. (N. W.: Nicht zuletzt dies ist es, was eine entkernte und destrukturierte Gesellschaft auf allen Ebenen zu verhindern weiß. – Eltern, Lehrer, Vorgesetzte, die so handeln, werden schnell an den Rand gedrängt und dann „hinaus“!)

Teil 3

Die lebenswichtige Spannung im Menschen selbst ist entgleist und nicht wirklich gelöst und erlöst: die Spannung von mir zu mir (Simone Weil), von Trieb und Selbst, von Leib und Geist. Als Lösung der inneren Uneinheitlichkeit bot sich die Psychologie an: Im 19. Jahrhundert neuentwickelt und unter atheistischen Vorzeichen angetreten, übernahm sie die Führung in die nunmehr eigene Tiefe, wo zuvor die Seelenführung zu Gott stand. So kam es zur Absolutsetzung der Psyche als selbstheilender Größe, mit ihrem heutigen Abgleiten in die Esoterik, den Egotrip.

2

Die Suche nach dem Gral des eigenen Selbst hat mittlerweile paralysierende Wirkungen gezeitigt, nicht zuletzt auf Kosten von Partner- und Kindbeziehungen. Heute wird es durch die virtuelle Welt „leichter“, sich in sich selbst einzuspinnen: Der digitale Kokon wird immer dichter; die Pseudo-Begegnungen mit einer anderen, spielerisch erprobten Identität verpflichten zu nichts. Scheinwelten („das zweite Leben“) ersetzen aber nicht die wirkliche Welt. (N. W.: In meinem „Offene[n] Brief an alle Lehrerinnen und Lehrer Deutschlands“ habe ich auf die Theorie des Jugendpsychiaters Michael Winterhoff hingewiesen. Dieser stellt einen eklatanten Narzißmus bei Kindern und Jugendlichen unserer Tage fest. Zu den Ursachen gehören seiner Erfahrung nach der Verzicht der Eltern und Lehrer auf Erziehung. Eigentlich Autoritätspersonen, nähmen diese ihre ureigensten Aufgaben aber nicht mehr wahr, weil sie von Kindern und Jugendlichen Anerkennung erwarteten, welche ihnen in einer materialistisch orientierten bezugsarmen Alltagswelt fehlten. – H.-B. Gerl-Falkovitz' Einlassung auf die Themen „Medien“ und „Virtuelle Realität“ läßt einen fatalen Zusammenhang zwischen besagtem Narzißmus ja nicht nur der Kinder und der Jugendlichen einerseits sowie der medialen Überformung unserer Welt- und Selbstwahrnehmung andererseits erkennen. Die Schlußfolgerung aus dieser Erkenntnis müßte lauten, zu einem strikten Abbau der Medienmacht vorzudringen und dazu, das Leben wieder auf eine erste, weil direkte Realitätserfahrung zu stellen – nicht nur bei Kindern und Jugendlichen! Weil hinter dieser Medienmacht aber kommerzielle Interessen stehen und zum Teil sicher auch mit Gewissenlosigkeit gerechnet werden muß, dürfen bei allen gesellschaftlichen Anstrengungen, ein solches Ziel durchzusetzen, letztlich, im Namen derer, welche geschützt werden müssen, auch öffentliche Verbote eingesetzt werden.)

Wie gelingt aber der Weg „von mir zu mir“? Freilich ziehen bei weitem nicht alle los, oder nur ein Teil in uns, denn: „Älter ist an der Herde die Lust

als die Lust am Ich“, wie Nietzsche scharfsichtig sah. Aber die losziehen, erleben etwas Wichtiges: daß im eigenen Selbst eine Aufgabe, und zwar eine ungelöste, sich stellt. Der Mensch wächst von innen nach innen. Denn auch in mir wartet nicht nur eine stille und vorhandene Mitte, gleichsam ein ruhiger Innenpunkt, auf Entdeckung, vielmehr zeigt sich mein eigenes Leben ausgespannt zwischen gegenläufigen, ja widerstreitenden Polen.

Zentrifugale und zentripetale Kräfte, solche, die in die Mitte streben, solche, die aus ihr wegstreben, lassen eine innere Uneinheitlichkeit fühlbar werden, die auf die Dauer eines Lebens dunkle und helle Vorgaben zur Balance aufgibt. „Herr und Herrin im eigenen Hause werden“ heißt, die Vorgaben der Triebe, die ebenso notwendigen wie mächtigen Motoren unserer Vitalität, kennen- und steuern zu lernen. Diese Motoren haben eine Neigung, gerade weil sie lebensnotwendig sind, sich zu verselbständigen: wie leicht geht der Trieb in Sucht über. Dann zerfetzt er aber das Leben, statt es aufzubauen. Das Empfinden der Unfreiheit ist das Warnsignal, wenn das Auseinanderstrebende überhand nimmt.

Die Vorgabe der Motorik wird erst dann Gabe, wenn es gelingt, sie für mich selbst in Dienst zu nehmen. **Hier ist ein weiterer Wert zu vermitteln: Der Wert der – provokativ gesagt – Eleganz. „Zeichnen heißt Weglassen“, sagte Max Liebermann. „Leben heißt Weglassen“, läßt sich weiterformulieren; Weglassen aber nicht im Sinne des verbissenen Verzichtes, sondern des Gewinns.** (N. W. : In der Selbstbegrenzung liegt die Meisterschaft. Ein Hinweis auf Goethes Lebenslehre wäre hier von Vorteil.) Eleganz, Auswahl dessen, was mir gemäß ist – dieser Wert verhindert das Überangebot an allem Möglichen. Gerade die europäische Kultur – inspiriert durch das Christentum – hat Formen der Bändigung, Einordnung dieser Vitalität erarbeitet, übrigens nicht,² um sie zu brechen, sondern um sie zu erhalten.

Gegenüber der fließenden Identität ist eine Erziehung zum eigenen Leib, ein Einwohnen, Behausen der Leiblichkeit erfordert. Dazu gehört auch die Erziehung zur Schönheit, womit nicht eine vordergründige Ästhetik gemeint ist. Die Frau ist die Trägerin der Schönheit, der Form (Schönheit ist ein Gottesattribut, das in besonderem Maße an die Frau übergegangen ist – so das Hohelied). Wieviele Mädchen, die ihre eigene Lieblichkeit gar nicht wahrnehmen, stehen schon unter dem Diktat, anders werden zu müssen, ihre Leiblichkeit zu pressen, zu verschlanken, jedenfalls zu verändern – bis an die Grenze des Pathologischen.

Hier gilt es, die Wahrheit des Satzes von Helmuth Plessner kulturell bewußtzumachen: „Ich habe einen Körper, aber ich bin mein Leib.“ (N. W.:

² Komma nachträglich eingefügt (N. W.).

Diese Differenz, Leib und Körper, ist sicher heute nicht mehr ohne weiteres denkbar. Die meisten Menschen werden diese Forderung nicht mehr verstehen) Das meint auch eine Erziehung zum eigenen Geschlecht, zur Weiblichkeit. Dieses Thema ist natürlich vermint: seit mehreren Generationen von Frauen ist nicht mehr klar, wer und was "Frau" ist oder sein will. Jedenfalls sind zwei Irrwege ausgesprochen, die nicht weiterführen: „Wir wollten die Befreiung der Frau, und was herauskam, war die neutrale Arbeitsbiene“, ironisierte der Sozialist Ernst Bloch den Sozialismus. (N. W.: Aus diesem Grund wollten Männer andere Frauen – notfalls virtuelle – haben, für ihre sexuellen Bedürfnisse. Man sieht, wie wieder alles zusammenhängt.) Bei Simone de Beauvoir (Le deuxième sexe, 1945) ist Frausein eine Erfindung der männlichen List zur Abwälzung unangenehmer Aufgaben: Frau muß Mann werden, um überhaupt leben zu können; das meint dringlich die Vermeidung von Kindern und von dauernder Partnerschaft. Diese Maskulinisierung ist heute jedoch selbst unbefriedigend: Sie verhindert ja gerade eine Selbstfindung der Frau im Unterschied zum Mann. Heute sucht Frau, in vielen Anläufen, die verlorene Weiblichkeit wieder. Hier gilt zunächst auf jeden Fall: Frausein lernt man durch Vorbilder, junge Frauen lernen von älteren Frauen, freilich nur, wenn diese selbst mit sich und ihrer Weiblichkeit zurandekommen. (N. W.: Diese „älteren Frauen“ gibt es bald schon nicht mehr. Daher ist es besonders wichtig, Menschen auch aus der Literatur lernen zu lassen.)

Der Mann hingegen, in der Schule: der Lehrer, vermittelt den notwendigen Gegenpol, die Erfahrung einer nicht destruktiven Männlichkeit, vielleicht auch Väterlichkeit, ohne die keine junge Frau sich selbst bilden kann. Keine Einebnung der Geschlechter also – was am besten durch das anschauliche Vorbild eingepägt wird. (N. W.: Vgl. meinen „Offene[n] Brief ...“!)

Zu dieser Erziehung gehört die "Verwaltung" der Erotik (10). Jungen und Mädchen werden gegenwärtig medial zu einer gleichmäßigen Aggressivität im Blick auf Sex geprägt. Schon der Sexualkundeunterricht (sachlich gesehen nötig) ist aber nicht zu verwechseln mit einer Erziehung zur Liebe. Biologie ersetzt niemals Kultur. In den alten Geschlechtermythen sind deutliche (und aufregende!) Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu lesen: Es ist die Frau, welche die Bedingungen formuliert, unter welchen sie „zu haben“ ist, und zwar erst nach langen und schweren Aufgaben, die der Mann zu lösen hat (dreimal muß er ausreiten, Gefahren bestehen...) Ihr³ Zuhausebleiben ist nur scheinbar passiv: In Wirklichkeit ist sie die gelassen stärkere (sic!)⁴, denn sie fordert den Mann zur Bewährung heraus. Er ist umgekehrt derjenige, der ein Übermaß von Erprobung beendet: Eindeutigkeit, Entschlußkraft, die die Probe nicht ins Unendliche verschleppt, sind seine Qua-

³ Ursprünglich: Ihre. Numerus von N. W. korrigiert.

⁴ N. W. schlägt vor: gelassen die Stärkere.

litäten. Aus diesen Mythen ließe sich die Kultur der Geschlechter – die weibliche indirekte, die männliche direkte -, die schöne und gefährvolle Unterscheidung der beiden entwickeln, eine Kultur des Eros. (N. W.: Eine schöne und sicher lohnende Aufgabe für eine wissenschaftliche Publikation.)

Nicht zuletzt geht es - nach der jahrelangen Nivellierung – um die Aufwertung der Mutterschaft. Beide Gebiete, der Eros und das Kind, die besonders, weil bis ins Leibliche hinein, die Frau betreffen, sind kulturell verschleudert und eingeebnet worden; hier bedarf es zäher neuer Arbeit, um das Verschütete wieder ans Tageslicht zu bringen. Im Zuge dieser neuen Bewußtheit ist auch das Bild des Mannes als Vater wieder zustimmend zu prägen.

Die Bundesregierung versuchte vor wenigen Jahren, mit einer (nicht eindeutigen) Plakataktion wieder für „Familie“ zu werben; demographisch steht hier das Wasser am Hals; die Bindungs- und Gemütsfähigkeit der Kinder aufgrund von „Fremdverwaltung“ von frühester Kindheit an ist deutlich gesunken. Aber mit Plakataktionen allein, noch dazu mit wenig geglückten und selbstwidersprüchlichen (u. a. wurde ein gleichgeschlechtliches Paar gezeigt)⁵, wird das so lange vernachlässigte Gebiet konstruktiven Willens zur Mutterschaft und Vaterschaft nicht rasch wiederbelebt. Hier stehen große gemeinschaftliche Aufgaben der Gesamtkultur an, die von christlicher Seite sinnvoll vorangetrieben werden können. Gleichermaßen bedarf es einer Erziehung zur Gestaltung, nämlich des Hauses, des Arbeitsplatzes, der mehr als technischen Räumlichkeit: Ostasiatische Importe wollen das (verlorene?) Harmonieempfinden schulen – ist die europäische Ästhetik dafür nicht geeignet? Achtsamkeit im Umgang mit Dingen und Gegenständen des täglichen Gebrauchs (11), der Widerstand gegen das bloße Vernutzen und Wegwerfen sind Themen des „Haushaltens“ – auch hier wird „Beziehung“ zu entwickeln sein, Formgefühl durch Augenöffnen, Ohrenöffnen. Sinn und Sinnlichkeit hängen nicht von ungefähr zusammen; die Frage nach dem Lebenssinn ist immer auch eine Frage nach der Empfänglichkeit für sinnliche Schönheit.

Eine Umwelt voller Dreck und Verwahrlosung, auch sprachlicher Art (akustische Umweltverschmutzung), verringert den Sinn erheblich. Auch hier gilt: Fließen, Verschwimmenwollen im Ungefähr, Konturlosigkeit wird durch Beziehung, waches Aufnehmen und Sichhineinstellen in Form gefestigt. **Hildegard von Bingen** sprach von einem „Netz der Freundschaft“, in das wir seit Schöpfungsanfang eingefügt seien: Freundschaft der Dinge um uns, die uns trägt. Und dafür sind Wertgefühl und Wertverständnis zu schulen. (N. W. : Man denke auch an Franz von Assisi!)

⁵ N. W.: Die Autorin müßte doch an dieser Stelle erkennen, wie verlogen diese Politik ist – so verlogen wie ihre Propaganda!

Teil 4

*Gerade aber die angestrebte Autonomie kann sich auf den Irrweg der Selbstheilung begeben, oder die in Maßen erreichte Autonomie kann entgleisen in die Selbstanbetung (was auch eine gegenwärtige Versuchung darstellt). Um wirklich den Schritt auf sich selbst zuzugehen, wäre eine weitere menschliche Grundspannung, jene vom Ich zum Du wahrzunehmen. Dieses Du meint ein personales Gegenüber, das ein Antlitz, nicht selbst nur eine Maske oder eine Nummer trägt. Denn der Mensch ist immer schon ausgestreckte Hand auf einen anderen hin. Dieses dritte Spannungsfeld zeigt: Der Mensch baut sich auf von innen nach oben. „In jedem Menschen ist eine Stimme, die er nicht für das Echo der eigenen halten kann,“ sagte **Joseph Bernhart**.*

3

Das Hören darauf ist ein Angelpunkt der Selbstfindung, freilich unter dem Charakter des Wagnisses. „Es ist von dem scheinbar paradoxen Sinngesetz getragen, daß der Mensch sich nur dann gewinnt, wenn er von sich selbst weg- und in das ihm Entgegentretende hinübergeht; sich aber verliert, sobald er bei sich bleibt und sich selbst festhält“ (**Romano Guardini**). Der Atheismus kann dieses Heraustreten aus sich selbst bestenfalls als Struktur, nämlich als Dialektik buchstabieren; das Christentum spricht aber von Inhalt: von der wirklich lebendig machenden Begegnung mit dem Lebendigen. „Ich kann nicht sagen: die Brücke kann auf dem anderen Ufer aufruhen oder auch nicht, und doch immer Brücke bleiben. Das wäre ein Unsinn, denn nur darin ist sie Brücke, daß sie sich von diesem Ufer erhebt und auf dem drüben aufruhet. So etwa ist zu verstehen, worum es sich hier handelt. Der Mensch ist Mensch nur in der Beziehung zu Gott. Das 'Von-Gott-Her' und 'Auf-Gott-Hin' begründet sein Wesen“, so nochmals **Guardini**.

Das Bild der Brücke steht hier für den Menschen: Seit dem 19. Jahrhundert verzichten die "Vordenker" darauf, die ganze Brücke darzustellen. Aber werthafte und religiöse Fragen sind nicht ein Luxus der Erziehung, die ihnen lange ausgewichen ist, sondern gehören ihr von der Sache her zu. Schon aus dem Grund, weil Freiheit und Sich-Leiten-Lassen von einem groß gedachten, groß erfahrenen Wert zusammengehören. Genauer: Der heute geschätzte Begriff der Autonomie, der von der "männlichen" Aufklärung in die "weibliche" Diskussion übernommen wurde, müßte in den positiven Doppel-Begriff von Freiheit und Hingabe übergehen – für beide Geschlechter.

Nicht der Standpunkt, auf dem ich, die Ellenbogen angewinkelt, bewegungslos stehe, ist entscheidend, sondern die Bewegung, die aus mir aufsteigt und mich gleichzeitig über mich selbst hinaus öffnet (und deswegen auch verletzlich macht, wovor so große Scheu besteht). Freiheit kann nicht in einem einfachen Monolog mit mir selbst abgehandelt werden. In ihr liegen Heraustretenkönnen, Wagnis zur Mitteilung, ja mehr als Antwort: Überantwortung. Und was die daraus erwachsende (neue/alte) Verletzlichkeit angeht: Identität wird nicht in Selbstabschottung hergestellt, sie wird nur unabsichtlich eingeholt. Dies geschieht, wenn sie sich „verläßt“ im schönen Doppelsinn der Wortes: sich aufgeben und vertrauen. Sich finden und sich dabei verlieren auf ein Vertrauenswürdiges hin: das ist nicht in der Autonomie möglich, die sich auf sich selbst versteift – aber möglich ist es in der Freiheit, die sich auf ein "mehr"⁶ hin öffnet. Aus Freiheit wird Hingabe sinnvoll – und nur dort übrigens, was zugleich den alten Verdacht ausräumt, daß Hingabe monomanisch entgleisen muß und nichts anderes ist als listig umbenannte Preisgabe.

Die Wahrheit ist: Wir spannen uns immer über uns selbst hinaus. Jeder Mensch ist mehr, als er selbst ist. Dieses eigentümliche "Mehr" trägt die Namen von Werten; die Hoffnung, die Liebe, die Angst beschäftigen sich damit. Als Zugkräfte wirken: Sinn (eine tiefempfundene Aufgabe des ganzen Lebens etwa); die Erfahrung der Schönheit; die beseligende, ja selbst die unglückliche Liebe zu einem Du mit ihrer ungeheuren Erfahrung von Selbstgewinn und Selbstverlust; das Heilige und leider auch das Dämonische (religiöse Erfahrungen); schließlich der Heilige. Solche Werte sind nicht ein frömmelndes Dekor der Kultur, die ihnen lange ausgewichen ist; nochmals: sie gehören ihr von Grund auf und von der Sache her zu.

Und die Unterscheidung des Christlichen?⁷

Heute bieten sich viele falsche „Netze der Freundschaft“ an: Astrologie, Okkultismus, „Erdkräfte“, und was die grüne und schwarze Esoterik alles aufzubieten vermag. In diesen Angeboten sind Dinge, Handlungen, Gegenstände (meist käuflicher und teurer Art) als Hilfe angeboten. Stattdessen ist die⁸ Unterscheidung nötig: nicht "etwas" stabilisiert, sondern "jemand".(12) Beziehung meint Leben: Leben verleihen und Leben zurückerhalten. Das Christentum weiß von einem Antlitz, von einer Ur-Beziehung, die ein Leben lang nicht auszuschöpfen ist. Genau damit ist es auch eine Antwort auf die Postmoderne und deren Forderung nach Veränderung. Denn es handelt gerade nicht von einem "unbeweglichen" Gottesbild, von einer festgezurrten

⁶ N. W.: Ich schlage vor: 'Mehr'.

⁷ Fettmarkierung nachgeholt (N. W.).

⁸ Im Original steht an dieser Stelle die Ziffer „9“ ohne erkennbaren Grund. Ich habe diese Ziffer in der Textkopie hier gelöscht.

Beziehung "an kurzer Leine". Eben das Gegenteil ist wahr, nur meint das Gegenteil nicht "nach Belieben veränderlich", sondern:

Inhalt des Christentums ist der Lebendige, ja der einzig Lebendige, das Urleben selbst; dieses ist ebenso unwandelbar wie überraschend und daher auch, wie **Augustinus** sagt, „jünger als wir alle“. Ebenso hat es Christentum auch beim Menschen nicht mit einer „festen Größe“ zu tun, solange es ihn „im Lauf“ (13) auf der Rennbahn weiß. Das heißt, daß das Christentum die Vorgänge im Hiesigen nicht endgültig wertend besetzt: Das Kleine kann noch groß werden, das Ausgesonderte zum Eckstein, das Häßliche staunenerregend, das Glanzvolle unscheinbar – alles im Rahmen noch offener Lesbarkeit, die dieser Entscheidungszeit innewohnt. So orientiert sich christliche Wahrnehmung nicht so sehr am Sein der Griechen, obwohl es dieses mit den guten Gründen des **Thomas von Aquin** in seine Philosophie übernommen hat, sondern tiefer noch am „Leben“⁹ des Johannesevangeliums.(14) Unter dem Anspruch des Lebendigen Gottes kommt in das christliche Dasein des Einzelnen wie in die gemeinschaftliche Geschichte des Alten und Neuen Israel der Wandlungsreichtum der Geschichte, ihrer sozialen Einfälle, ihrer wechselnden Kunstepochen, ihrer so verschiedenen Lebenswelten. Die Begegnungen mit dem Lebendigen selbst erschöpfen sich eben gerade nicht in einer einzigen Gestaltung, sie können sich *vielfach*¹⁰ verleiblichen.

Blicken wir mit dem Merkmal Leben (gleich Veränderung, Dynamik) darauf, wie wir unter dem Blick Gottes „werden“. Der Mensch *ist*¹¹ nicht einfach, er *wird*¹². Das Vorläufige, Unfertige, Abgebrochene, ja auch das Zukurzgekommene drängt, so die christliche Behauptung, auf Vollendung hin. Vollendung meint eine Zukunft, die schon gegenwärtig ist und unter Forderungen stellt. Die Beziehung zu Gott fordert heraus, setzt in Bewegung, paßt sich an uns an, paßt uns an sich an – im großen "Glücksspiel" des Lebens. (N. W.: Es ist auffällig, daß die Autorin, die große Idee der „creatio continua“ an dieser Stelle nicht erwähnt. Diese Idee ist keinesfalls, wie viele heutzutage meinen, Bestandteil christlicher Weltdeutung, sondern das Additiv einer von Renaissance und Aufklärung her subjektivistisch umgedeuteten christlichen Weltsicht.) Und es ist entscheidend, daß eine christliche Erziehung dem göttlichen Mitspieler Namen und Raum gibt, als eine Adresse für das ganze weitere Leben, wenn sich längst die Tür des elterlichen Hauses und die Schultore geschlossen haben. Es geht nicht um den interreligiösen Einheitsgott oder gar um den neutralen göttlichen „Urgrund“, es geht um den einzuübenden Blick auf das Antlitz Christi. Fassen wir die Lebensspannungen, und vorrangig jene von innen nach oben, mit einem reiz-

⁹ Anführungsstriche hinzugefügt (N. W.).

¹⁰ Hervorhebung hinzugefügt (N. W.).

¹¹ Hervorhebung hinzugefügt (N. W.).

¹² Hervorhebung hinzugefügt (N. W.).

vollen Paradox zusammen, das **Goethe** überliefert hat: „Den Timon fragte jemand wegen des Unterrichts seiner Kinder. Laßt sie, sagte der, unterrichten in dem, was sie niemals begreifen werden.“ (15)

Schließen wir noch etwas lockerer mit **Karl Valentin**. Am Münchner Marienplatz hielt er einen Passanten an mit der Frage: „Können Sie mir bitte sagen, wo ich eigentlich hinwill?“ Es ist (freudige) Aufgabe der christlichen Erziehung, den Mädchen und Jungen zu sagen, wo sie eigentlich hinwollen.

Anmerkungen

¹ Philip J. Sampson, Die Repräsentationen des Körpers, in: Kunstforum International, Bd. 132. Die Zukunft des Körpers I, Ruppichteroth 1996, 94 - 111, hier: 101.

² Heike Christina Ludwig, Der Körper – eine Insel im Reich des Möglichen? Leiblichkeit in philosophischen Positionen des 20. Jahrhunderts. Unveröfftl. Magisterarbeit am Lehrstuhl für Religionsphilosophie und vergleichende Religionswissenschaft der TU Dresden, 2000, 56 f.

³ Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt (Suhrkamp) 1991.

⁴ Carole Gürtler, Pickel, Narben, Spitzendeckchen, in: Basler Zeitung, 14.10.1996, 34.

⁵ „Per Messerschnitt zum Selbstbild“, in: Schwäbisches Tagblatt 03.02.97.

⁶ Vgl. H.-B. Gerl-Falkovitz, Zwischen neuem Somatismus und Leibferne. Zur Kritik der Gender-Forschung, in: IKZ Communio 30, 3 (2001), 225 – 237. Dies., Gender: Eine Theorie auf dem Prüfstand, in: IKZ Communio 35, 4 (2006), 355 – 369.

⁷ Christina von Braun, Der Stroh-Mann. Zur Konstruktion moderner Männlichkeit. Rezension in der NZZ (Nr. 129 vom 7./8.6.1997, 53) von: George L. Mosse, Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit. Frankfurt (Fischer) 1997.

⁸ Kathrin Hönig, Frau als Mann als Frau, in: Neue Zürcher Zeitung Nr. 132 vom 11.6.1997, 32.

⁹ Seyla Benhabib, Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis, in: Seyla Benhabib/Judith Butler/Drucilla Cornell/Nancy Frazer, Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Frankfurt (Fischer) 1993, 15.

¹⁰ Vgl. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Eros – Glück – Tod und andere Versuche im christlichen Denken, Gräfelting (Resch) 2001.

¹¹ Die Benediktusregel enthält die Vorschrift, die Gefäße der Liturgie und die Gefäße für den Alltag mit derselben Sorgfalt zu reinigen.

¹² Grundlegend zum Personbegriff: Robert Spaemann, Personen. Versuche über den Unterschied zwischen 'etwas' und 'jemand', Stuttgart (Reclam) 1996.

¹³ 2 Tim 4, 7.

¹⁴ Vgl. Michel Henry, „Ich bin die Wahrheit.“ Für eine Philosophie des Christentums, Freiburg (Alber) 21999.

¹⁵ J. W. v. Goethe, Maximen und Reflexionen 164.